

Einige Telefonbotschaften von Gemeindepfarrerin Brigitte Straßner aus Herrenberg/ 11.-17. Januar 2009

Samstag, 11.01. 2009

Ich sitze im Cafe oder im Restaurant und studiere die Speisekarte. Die Bedienung kommt und fragt: „Was wünschen Sie?“ Es ist schön, nach seinen Wünschen gefragt zu werden. Erinnern Sie sich noch, welche Wünsche Sie an der Schwelle zum neuen Jahr hatten oder welche Ziele Sie sich gesetzt haben? Wie steht es überhaupt mit Ihren Wünschen an das Leben?

Manche Menschen haben sich das Wünschen abgewöhnt, vielleicht weil sie zu oft schon enttäuscht wurden. In meinen Gesprächen mit Patienten im Krankenhaus frage ich immer wieder nach ihren Wünschen: „Was wünschen Sie, soll anders werden in ihrem Leben? Was wünschen Sie sich jetzt von mir, was erwarten Sie sich von unserem Gespräch?“

Vielleicht denken Sie jetzt, es ist nicht ungefährlich so zu fragen. Dadurch weckt man womöglich auch utopische Wünsche. Wünsche, die womöglich gar nicht in Erfüllung gehen können. Aber ich glaube, nur wenn wir noch Wünsche oder auch Träume haben, dann birgt das Leben für uns noch einen Sinn.

Von Marie von Ebner-Eschenbach stammt das Wort:

„Nenne dich nicht arm, wenn deine Träume nicht in Erfüllung gegangen sind, wirklich arm ist, wer nie geträumt hat.“

Auch in der Therapie wird oft mit Wunschfragen gearbeitet. Wie die gute Fee im Märchen fragt der Therapeut: Wenn Sie drei Wünsche frei hätten, was würden Sie sich wünschen? Eine Kindertherapeutin sagte mir einmal, sie erschrecke nicht über größenwahnsinnige utopische Wünsche, sie erschrecke vielmehr, wenn Kinder gar keine Wünsche äußern können. Entweder glauben sie nicht, dass sich in ihrem Leben noch etwas ändern könnte oder sie haben Angst, dass ein geäußerter Wunsch nur enttäuscht wird. Also wünscht man sich lieber nichts. „Wunschlos glücklich sein“ ist eigentlich kein Zustand, den man sich wünschen sollte. Wenn ich keine Wünsche mehr habe, dann lebe ich auch nicht mehr richtig. Zufrieden sein, ja, das möchte ich auch. Aber keine Wünsche mehr zu haben, bedeutet, dass meine Seele verstummt ist.

Auch Jesus hat die kranken und bedürftigen Menschen gefragt: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ Es war die Aufforderung: „Sag, was dir fehlt! Erzähle mir von deiner Sehnsucht! Lass deine inneren Wünsche wieder erwachen.“

Was willst du, dass ich dir tun soll? Vielleicht begleitet uns diese Frage immer wieder im neuen Jahr. Sie könnte unsere Gebete prägen und unsere Hoffnung nähren. Sie könnte uns auch sensibel machen für die Bedürfnisse anderer. Ich wünsche Ihnen einen gesegneten Tag!

Sonntag, 12.01.2009

„Das war mein größter Fehler!“ Bestimmt haben sie so etwas schon mal gesagt oder gedacht. Vielleicht fallen Ihnen (wie mir) eigene Versäumnisse und Fehlentscheidungen ein. Bei manchen tue ich mich bis heute schwer, sie mir zu verzeihen. Kennen Sie Menschen, in deren Gegenwart man sich keine Fehler erlauben darf? Da entstehen Ängste und Druck, da werden wir übervorsichtig und trauen uns nichts mehr zu. Und gerade wenn man peinlichst darauf achtet Fehler zu vermeiden, passieren sie erst recht!

Wir gehen ja ganz unterschiedlich mit Fehlern um: Fehler werden vertuscht. Fehler kann man anderen vorhalten oder verzeihen. Aus Fehlern können wir aber auch lernen. Fehler können sogar schöpferisch und produktiv sein. Manch neue Entdeckung beruht auf Fehlern oder Fehleinschätzungen. Wenn Kolumbus Indien nicht fälschlicherweise in Richtung Westen gesucht hätte, hätte er Amerika nicht entdeckt. Albert Einstein meinte: „Wer noch nie einen Fehler gemacht hat, hat sich noch nie an etwas Neuem versucht.“

Heute spricht man sogar von „Fehlerfreundlichkeit“. Damit ist ein Klima gemeint, in dem ich nicht perfekt sein muss, in dem mir vielmehr zugestanden wird Fehler zu machen. Interessanter Weise entstehen in solch einer Atmosphäre eher bessere Ergebnisse, als in einem auf Perfektion ausgerichteten Betriebsklima.

Perfektionismus ist das Gegenteil von Fehlerfreundlichkeit. Manchmal habe ich den Eindruck, dass wir Christen eher zum Perfektionismus neigen als zur Fehlerfreundlichkeit. Gerade Christen können streng mit sich und anderen umgehen. An Jesus beobachte ich eine andere Haltung: Er suchte seine Jünger nicht nach dem Kriterium der Vollkommenheit aus, sondern scharte ganz durchschnittliche und fehlerhafte Menschen um sich. Er lehrte sie eher einen nachsichtigen Umgang miteinander, statt sie auf ihre Fehler zu behaften.

Fehler zu machen und zu ihnen zu stehen, schafft eine menschliche und heilsame Atmosphäre. Das erkannte auch der Therapeut Fritz Perls, der seinen Patienten folgenden Rat mitgab: „Werde nie vollkommen. Vollkommenheit ist ein Fluch und eine Plage. Denn du zitterst, um nur ja ins Schwarze zu treffen. Du bist vollkommen, wenn du dich sein lässt! Schäme dich nie deiner Fehler! Fehler sind keine Sünde. Sie sind Weisen, etwas anders - vielleicht sogar schöpferisch und neu - zu tun. Sei stolz auf deine Fehler! Du hast den Mut, mit ihnen etwas sehr echtes und spontanes von dir selbst zu geben.“

Unser größter Fehler ist vielleicht der, keine Fehler machen zu wollen.

Dienstag, 13.01.2009

Erwünscht sein...

Ganz gut erinnere ich mich an Situationen, in denen ich den Eindruck hatte, nicht erwünscht zu sein. Ich klingelte an einer mir noch fremden Haustür und möchte einen Geburtstagsbesuch als Gemeindepfarrerin machen. Schon beim Öffnen der Tür merke ich, wie mir Skepsis entgegenkommt. Nein, sie wünsche keinen Besuch - und nach wenigen Worten schließt sich die Tür. Enttäuscht gehe ich mit meinem Geschenk in der Hand wieder weg.

Vielleicht kennen Sie ähnliche Erfahrungen. Eine Tür zu einem Menschen bleibt verschlossen und signalisiert: Du bist nicht erwünscht. Ich möchte dich nicht haben. Bei der Wohnungssuche können Menschen diese Erfahrung machen, wenn sie nicht den Vorstellungen entsprechen, die die Vermieter haben. Ausländer, Arbeitslose, Familien, mit mehr als einem oder zwei Kindern spüren, dass sie als Mieter oft nicht erwünscht sind.

Es gibt Menschen, die haben das schon von klein auf immer wieder erlebt, nicht erwünscht zu sein. Ja, es gibt Lebensgeschichten, bei denen sich das wie ein roter Faden hindurch zieht. Angefangen bei der Kindheit, bis hin zur Ausbildung, zum Arbeitsplatz und zur Partnersuche. Manche werden darüber krank oder geraten ins Abseits unserer Gesellschaft. In der Arbeitswelt gilt: Solange wir leistungsfähig sind, kann man uns gebrauchen, aber krank oder untauglich für den Arbeitsmarkt?

Erwünscht oder nicht erwünscht! Nicht nur, wenn es um die berufliche Existenz geht, auch sonst brauchen wir die Erfahrung, Orte zu haben, wo wir hingehören und Menschen, bei denen wir willkommen und erwünscht sind. Und zwar auch und gerade dann, wenn wir aus dem gesellschaftlichen Raster gefallen sind.

„Du bist erwünscht!“ Dies ist für mich die Kernbotschaft, die sich durch die ganze Bibel zieht, von der Schöpfungsgeschichte bis zu Jesu Zuwendung zu den Menschen. „Du bist erwünscht!“ Wie Balsam wirkt das, wenn wir das in Begegnungen spüren können, durch Worte und Gesten. Dazu kann jeder Mensch beitragen; es braucht dazu keine besondere Ausbildung. Du bist erwünscht! Dieser Satz kann Kindern Freiräume zum Spielen geben. Er kann mich zu einem Besuch oder Anruf veranlassen, er könnte ein Lächeln und ein freundlicher Gruß im Hausflur sein: „Du bist erwünscht!“

Mittwoch, 14.01.2009

„**A**ch, ich bin zu nichts mehr nütze!“

Kennen Sie dieses Gefühl? Unser Körper macht nicht mehr so recht mit. Wir haben unsere alte Kraft nicht mehr. Dinge, die uns früher leicht und locker von der Hand gegangen sind, gelingen nicht mehr. Ich bin allein, habe niemand mehr, für den ich da sein kann. Ich bin krank und fühle keinen Sinn mehr in meinem Leben. Wozu bin ich noch zu gebrauchen? Ich bin zu nichts mehr nütze!

Wir sind es gewohnt, die Welt einzuteilen in nützliche und unnützliche Dinge, in Brauchbares und Unbrauchbares. Wir sprechen von nützlichen Pflanzen oder Tieren. Was uns als Lebensgrundlage dient, nennen wir nützlich. Doch wie steht es mit der Rose oder mit dem Eichhörnchen oder mit dem Lächeln eines Kindes?

Es gibt einen Bereich in unserem Leben, da passen die Worte nützlich und unnützlich nicht: Das ist die Welt, jenseits von Geld und Existenzsicherung: die Welt der Naturschönheiten, die Welt der Künste. Hier wird nicht gefragt: Was nützlich ist, sondern was uns gut tut, was uns aufbaut Freude macht, was schön ist? Die Welt des Genießens - wer wollte darauf verzichten? Unsere Welt wird arm, wenn wir versuchen alle Dinge einem Zweck, einem Nutzen zu unterwerfen.

Wir sehr wir davon leben, dass nicht alles nutzbringend sein muss, macht eine kleine Geschichte deutlich:

Ein Zimmermann und sein Lehrling gingen miteinander durch einen großen Wald. Als sie auf einen großen, riesigen, knorrigem, alten wunderschönen Eichbaum stießen, fragte der Zimmermann seinen Lehrling: „Weißt du, weshalb dieser Baum so groß, riesig, so knorrig, so alt und so wunderschön ist?“ Der Lehrling schaute seinen Meister an und sagte: Nein, warum? „Deshalb“, sagte der Zimmermann, „weil er nutzlos ist. Wäre er brauchbar gewesen, dann wäre er schon lange gefällt und zu Tischen und Stühlen verarbeitet worden. Aber weil er unbrauchbar ist, konnte er so groß, so wunderschön werden, dass man sich nun in seinen Schatten setzen und sich unter ihm erholen kann.“ „Nutzlos brauchbar“ heißt der Titel dieser Geschichte.

Jesus sagt: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht und euer himmlischer Vater nährt sie doch.“

Es gibt einen Sinn, jenseits dessen, was wir unter nützlich und brauchbar verstehen. Es gibt einen Sinn, auch wenn ich mich wertlos fühle. Dies nennt unser Glaube **Gnade**. Gnade entsteht nicht durch arbeiten und schaffen, nicht durch Erfolg. Sie ist ein Geschenk, für das ich nichts tun kann und auch nichts tun muss.

Donnerstag, 15.01.2009

„Ohne mich geht es nicht!“

„Wenn ich's nicht tue, dann macht es niemand!“

„Ich muss immer zur Verfügung stehen, wenn ich gebraucht werde!“

Kennen wir solche Sätze auch? Die Folge solcher Einstellungen und Haltungen sind nicht selten Erschöpfung, Überforderung, Ausgebrannt sein. Diese Symptome treffen gerade solche Menschen, die viel an andre denken, die für andre Verantwortung übernehmen: „Ich kann schlecht nein sagen. Ich meine, dass es ohne mich nicht geht. Dann gehe ich oft über meine Grenze und fühle mich irgendwann überfordert.“

Hin und wieder erzähle ich Menschen, die so von sich sprechen, was von Jesus in den Evangelien berichtet wird. Immer wieder heißt es dort: „Er aber zog sich zurück in die Wüste und betete.“ Jesus zieht sich zurück, er entweicht in die Einsamkeit, um mit Gott allein zu sein. Wir kennen die vielen Heilungsgeschichten und vergessen oft, dass Jesus nicht nur geheilt hat, quasi pausenlos, sondern dass er sich auch zurückgezogen hat.

„Als die Sonne untergegangen war, brachte man viele Kranke mit mancherlei Leiden zu ihm. Und er legte die Hände auf jeden und machte sie gesund... Als es aber Tag war, ging er hinaus an eine einsame Stätte und das Volk suchte ihn und sie kamen zu ihm und wollten ihn festhalten, damit er nicht von ihnen ginge...“ (Lukas 4,40.42)

„Können Sie auch für sich sorgen oder nur für andere?“ so frage ich manchmal in meinen Gesprächen. Und ich ernte dann nicht selten erstaunte Blicke. Für andere sorgen ja, aber für sich?! Das ist schwer!

Bei sich sein, für sich zu sorgen - auch das kann man von Jesus lernen.

Rückzug und Abgrenzung ist für ihn genauso wichtig, wie die Nähe zu den Menschen und die Verantwortung für ihre Bedürfnisse. In die Stille zu gehen, bei Gott neue Kräfte zu sammeln. Das brauchte Jesus selber auch. Das brauchen wir alle, um gesund zu werden und gesund zu bleiben.

Und: „In die Stille gehen“ heißt bei Jesus nicht allein, neue Kraft aus Gott zu schöpfen, sondern vielleicht auch vor Gott zu klären: „Gott, was ist meine Aufgabe und was nicht. Was soll ich tun, was kann ich lassen?“

Ich wünsche Ihnen ein gutes Gespür für das Tun und für das Lassen.

Freitag, 16.01.2009

„Können sie nicht warten?!“

Vorwurfsvoll klingt das, wenn sich jemand in der Warteschlange vordrängeln will. Oder es ertönt eine monotone Stimme am Telefon: „Bitte warten, bitte warten, bitte warten.“

Unsere konsumorientierte Zeit erzieht uns eher zum Zugreifen, nicht etwa zum Warten. Warten fällt uns in der heutigen Zeit immer schwerer. Im Geschäftsleben ist erfolgreich, wer die Wartezeiten verkürzt. Produktionsabläufe sollen nahtlos ineinander gehen, kein Leerlauf darf entstehen. Langsame Maschinen werden ausgemustert. Langsamer gewordene Menschen in den Vorruhestand versetzt. Die Devise lautet: Heute bestellt und morgen wird geliefert. Ja nicht zu lange warten müssen. Ich erschrecke, wie auch ich mich darüber ärgern kann, wenn Briefe und Pakete, die ich auf die Reise schicke, zu lange brauchen bis sie ankommen. Um Wartezeiten zu verkürzen erfinden wir so faszinierende Dinge - und ich genieße sie auch - wie Telefaxgeräte oder Email, die uns das lange Warten auf Nachrichten ersparen.

Warten kann zermürend sein und kann uns unsere Ohnmacht spüren lassen. Warten braucht eine Perspektive, damit man nicht ins Leere hinein wartet. Es gibt auch ein vergebliches Warten. „Hoffen und harren, macht Menschen zu Narren“, sagt ein Sprichwort. Dennoch gehört zum Menschsein das Warten können. Und an manchen Orten wird ja besonders gewartet: in der Klinik, auf Ämtern, in Heimen. Viele Menschen müssen es mühsam lernen zu warten, auf Heilung, auf einen Arbeitsplatz, auf Besuch...

All dies sind ja Situationen, in denen uns etwas aus der Hand genommen ist, in denen wir auch lernen müssen loszulassen und zu vertrauen. Im Warten erfahren wir, dass wir unser Leben nicht allein bestimmen, sondern dass andere Menschen und Verhältnisse mitbestimmen.

In vielfältigen Lebenssituationen ist es wichtig warten zu können. Und es wäre töricht, so zu tun, als könne man das Warten abschaffen. Im Gegenteil, aufeinander warten können, Geduld miteinander zu haben, hat mit Menschenwürde zu tun.

Menschen, die nicht mehr warten können, tun sich auch schwer noch etwas zu erwarten, vom Leben, von den Menschen, auch von Gott.

Ein altes Gebet lautet:

HERR, gib mir die Geduld, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann. Gib mir den Mut und Kraft, zu ändern, was geändert werden kann und muss. Und gib mir die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden. Amen

Samstag, 17.01.09

Glück ist kein Wort, das häufig in der Bibel vorkommt. Und doch ist sie voller Erzählungen, die vom Glück handeln.

Im 13. Kapitel des Matthäusevangeliums steht eine der kürzesten Geschichten, wie ein Mensch glücklich wird. Jesus sagt:

Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der im Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn, grub ihn aber wieder ein. Und in seiner Freude verkaufte er alles, was er besaß und kaufte den Acker.

In dieser kurzen Geschichte steckt ungeheuer viel. Und es passieren in ihr ganz unerwartete Dinge.

Das erste:

Ganz überraschend und unerwartet kündigt sich das Glück an. Wir hören nichts davon, dass dieser Mensch das Glück gesucht hätte, wie ein Goldsucher. Viele sagen: Für das Lebensglück muss man sich anstrengen, man muss es sich erarbeiten. Es fällt einem nicht einfach zu.

„Jeder ist seines Glückes Schmied, sagt ein Sprichwort.

Und in der Tat: Und was tun Menschen nicht alles, um ihr Lebensglück zu schmieden. Was setzen sie an Kraft ein, beruflich und privat, geben vielleicht Werte auf, um ihr erhofftes Glück zu erjagen.

In dieser Geschichte ist es anders: in ihr wird das Glück **gefunden, der Schatz wird entdeckt**. Und zwar ganz überraschenderweise, nicht in einer Extra-Aktion, sondern mitten bei der täglichen Arbeit. *Das Glück ist ein Schmetterling, jage ihm nach und er entwischt dir. Setz dich in aller Ruhe hin, und er lässt sich auf deiner Schulter nieder.*“
(Anthony de Mello)

Das zweite:

Die Geschichte erzählt, dass der Schatz tief versteckt ist. Er liegt nicht offen auf der Straße. Er liegt verborgen in unseren alltäglichen Erfahrungen. Ja, sogar in der Erde, im Dreck. Manche Menschen haben in der Tat ihren Lebensschatz gerade da gefunden, wo es ihnen ganz dreckig ging. Wie kommt das?

Ich höre oft davon, dass Menschen mir erzählen: „Es musste erst dies und jenes passieren in meinem Leben, bis ich begriffen habe, was anders werden muss.“

Wo das Leben aus dem Ruder läuft, wo es kriselt, werden wir oft empfänglich für das Wertvolle in unserem Leben, für die Schätze, die das Leben in sich birgt. Warten wir also mit unserem Glück nicht auf besondere Glückstage, und warten wir auch nicht bis es uns besser geht. Lassen sie uns aufmerksam unsere Lebensfurchen pflügen, offen für das Unmögliche, das Gott uns in der Jahreslosung verspricht:

„Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich.“
(Lukas 18,27)